

DIE FACKEL

Nr. 96

WIEN, ENDE FEBRUAR 1902

III. JAHR

[Hygienisches aus der liberalen Presse]

Epidemien gegenüber hat die liberale Presse seit jeher eine ganz eigene Hygiene beobachtet. Vor allem unterscheidet sie die Epidemien als solche, die bestehen, und solche, die nicht bestehen. Gegen die ersten wendet sie als vorzüglichste Präventivmaßregel das Totschweigen — in diesem Falle eigentlich das Lebendigschweigen der Toten — an; den zweiten glaubt sie am besten dadurch beizukommen, daß sie sie erlügt. So kann es geschehen, daß eine herrschende Seuche Tag für Tag heimlich ihre Opfer fordert, während gegen die auch nicht von fern drohende Gefahr in Morgen— und Abendblättern Alarm geblasen wird. Natürlich werden die einzelnen Krankheiten, nach Art und Grad, verschieden behandelt. Man erinnere sich zum Beispiel an die schreckensvollen Tage, da zu Wien eine im Laboratorium erzeugte Pest über den Bereich des Krankenhauses hinauszugreifen drohte. Die liberale Presse hat damals aus purer Rücksicht auf den Hofrat Notnagel, der das Wesen der Seuche nicht sogleich diagnostiziert hatte, alles daran gesetzt, die Pest in Wien nicht aufkommen zu lassen, während wiederum die antisemitische Presse — aus Rücksicht auf denselben Gelehrten — sich die Förderung der schüchternen Anfängerin nach Kräften angelegen sein ließ. Man muß es anerkennen: die maßgebenden Leute in Wien bewahren einer Seuche gegenüber Mut und Besinnung und prüfen mit nüchtern wägender Gelassenheit: *Cui bono?* Wird sie den Antisemiten oder wird sie den Juden frommen? Wer diese Frage frei hat an das Schicksal, kommt natürlich bei exotischen Krankheiten weniger auf seine Rechnung. Bei dem Ausbruche der Pest in Wien mußten persönliche Rücksichten ins Treffen geführt werden, um die Sache in's Politische zu rücken, und da sich's später um Absperrungsmaßregeln in Triest handelte, konnte die liberale Presse in objektivster Weise für den freien Handelsverkehr und für die Interessen der Kaffeemillionäre, die ihre Schiffsladungen bedroht sahen, eintreten. Vom Standpunkt der Kommunalpolitik hingegen ist vor allem der Typhus eine sehr wichtige Epidemie. Er hängt ja doch einigermaßen mit der Hochquellenleitung zusammen, und der Gedanke, unmittelbar vor den Gemeinderatswahlen den Antisemiten das Wasser zu trüben, ist sicherlich verlockend. So kam die »Affäre Djörup« zustande, so gelangte jener Potschacher Typhus zum Ausbruch, dessen Entstehung, dessen Symptome neulich hier von fachkundiger Seite beschrieben waren und der, wenn er schon die christlichsozialen Wähler nicht dezimierte, mindestens auf die gläubigen Gemüter im Ausland ansteckend wirken mußte. Der Zweck war erreicht: Die Fremden, die seit jeher Wiens »Rückständigkeit« mit ironischem Wohlwollen betrachten, hatten allzulange respektvoll an dem einen Wahrwort festgehalten: ἀριςτον το υδωρ. Essen? »Nich berühmt!« Nachtleben? »Nich

viel los!« Wasser? »Famos!« ... Und nun sollte auch dies letzte Restchen unserer Großstadtherrlichkeit dahin sein! — — —

Während der Typhus in den Spalten der Wiener Zeitungen immer bedrohlicher um sich griff, konnten sich die glücklichen Besucher der Riviera einer völlig harmlosen, jedes Aufsehen vermeidenden Blatternepidemie erfreuen. Ja, wir hätten von den in Nizza herrschenden Blattern 'wohl überhaupt nie etwas erfahren, wenn uns die Zeitungen nicht so oft versichert hätten, daß sie nicht existieren. Von dieser Seuche kann man, wie vielleicht von keiner zweiten vor ihr behaupten, daß sie sich seit dem Moment ihrer Entstehung immer mehr dem Verlöschen näherte. Gewiß, sie hatte es von Anfang an überhaupt nur auf das Verlöschen abgesehen. Und es muß sich in rapider Weise vollzogen haben, täglich neue Opfer fordernd ... Aber sollten nicht Blattern in Nizza unter Umständen noch einträglicher sein als Typhus in Wien? Cui bono? fragt die liberale Presse und läßt sich über den Gesundheitszustand an der Riviera von den — dortigen Hotelbesitzern unterrichten. An und für sich mag ihr — wer zweifelt daran? — das Wohl der Besucher von Monte Carlo mehr am Herzen liegen als das der Bewohner Wiens; aber sie, die nichts umsonst tut, läßt sich eine Blatternseuche auch noch um mehr Geld abkaufen, als sie der Typhus selbst gekostet hat. Am 23. Februar ergreift im 'Neuen Wiener Tagblatt' ein Hotelier aus Mentone das Wort, um das Vorhandensein einer Epidemie unter dem zwingenden Hinweis auf die Tatsache zu bestreiten, daß er »schon mehrere Absagen seiner Gäste erhalten habe«. Er ersucht darum das 'Neue Wiener Tagblatt', »richtigzustellen«, daß »an der ganzen Riviera überhaupt kein Fall vorgekommen ist und nur vor zwei Monaten vereinzelte Fälle in Nizza aufgetreten sind«. Soweit das 'Neue Wiener Tagblatt'. Anders das 'Österreichische Sanitätswesen', Organ für die Publikationen des k. k. Obersten Sanitätsrates, in der Nr. 8 vom 20. Februar. Hier ist wörtlich zu lesen:

»In Nizza und Umgebung hat diese Krankheit (Blattern) *eine epidemische Verbreitung* angenommen. Es wurden daselbst während des Monats Januar l. J. 284 Erkrankungen und 90 Todesfälle, gegenüber 150 Erkrankungen und 27 Todesfällen im Monat Dezember v. J., beobachtet. *In der Zeit vom 1. bis 8. Februar sind in der genannten Stadt 92 Personen an Blattern erkrankt und 25 gestorben.* Die Erkrankungen treten zumeist unter der italienischen Arbeiterbevölkerung auf. Kürzlich sind auch in der an der Riviera gelegenen Stadt Villefranche in *einem* Hause 5 Blatternerkrankungen vorgefallen.«

Ich weiß es nicht, ob in jedem einzelnen Falle, ob angesichts der Zusage des Gastwirts von Mentone in der Redaktion des 'Neuen Wiener Tagblatt' bloß beide Augen zugeedrückt oder auch noch beide Taschen geöffnet worden sind. Wohl aber weiß ich, daß hier die verbrecherische Verbreitung beruhigender Nachrichten noch hundertmal schärfer geahndet werden müßte als die läppische Erzeugung des Potschacher Typhus, deren parteipolitische Pointe auch der stumpfsinnigste Leser gemerkt hat. Denn nach dem Ausspruch aller medizinischen Autoritäten soll sogar ein vorhandener Schnupfen ansteckender sein als eine erlogene Pest. Im letzten Frühjahr hat die liberale Presse Wiens, um die Rennen von Karlsbad nicht zu stören, die Ankunft des Scharlach im fashionablen Kurort totgeschwiegen. Jetzt schreckt sie die Wiener mit dem Typhus und schickt sie an die Riviera ...

* * *

In der letzten Nummer der 'Fackel' wurde die vor dem Terminhandelsgesetz bangende Börse mit dem gesetztechnischen Nichtkönnen unserer Gesetzgeber getröstet. Unmittelbar nachher hat die Regierung einen neuen Gesetzentwurf eingebracht, und wenige Tage später hat der Referent des volkswirtschaftlichen Ausschusses im Abgeordnetenhaus den seinigen abgeändert. Von beiden Entwürfen kann nur gesagt werden, daß sie die törichtesten Absichten mit den zweckwidrigsten Mitteln zu erreichen suchen. Töricht ist es, zu glauben, man könne den Blanko—Terminhandel abschaffen, den effektiven erhalten. Je kleiner der Umfang des Terminhandels in Wien ist, desto größer muß bei ihm die Jobberei sein. Werden die Jobbergeschäfte verboten, so kann es hier, weil ohne massenhafte Geschäfte die Skontrationen unmöglich sind, einen effektiven Terminhandel gar nicht geben. Nichts ist, sobald man diese Wahrheit erkannt hat, leichter als ein Terminhandels—Gesetz zu schaffen. Es hätte einfach zu lauten: *Getreidegeschäfte nach Terminhandels—Usancen sind nichtig, und auf Grund von solchen Geschäften Geleistetes kann jederzeit zurückgefordert werden. Die Veröffentlichung von Terminhandels—Usancen und die Notierung von Terminpreisen an landwirtschaftlichen Börsen ist verboten.* Was sonst noch mit dem Getreide—Terminhandel in Verbindung gebracht worden ist — Börsenorganisation, Kommissionshandel und Differenzspiel —, das könnte bei anderer Gelegenheit, bei einer Erneuerung des Handels— und des Börsengesetzes, geregelt werden.

Aber die Regierung will den Getreide—Terminhandel nicht abschaffen, sondern, soweit er »legitim« ist, aufrechterhalten, dafür aber das »illegitime« Getreidegeschäft — das soll das warenlose sein — bestrafen. Bestrafen, und nicht etwa für nichtig erklären. Und so hat sie zwei Strafgesetzsparagraphen ausgearbeitet, die besagen: § 30: ein Differenzgeschäft in Getreide oder Mühlenfabrikaten ist strafbar, wenn dem Spekulanten nachgewiesen wird, daß er von Anfang an nichts als eine Wette auf das Steigen oder Fallen der Preise beabsichtigt haben konnte, weil er sich, infolge des Mißverhältnisses zwischen seinem Vermögen oder Kredit und dem Umfang des Geschäftes, bewußt sein mußte, er werde die Lieferung oder Übernahme der Ware nicht vollziehen können; § 31: ein Differenzgeschäft in Getreide oder Mühlenfabrikaten, das nach Terminhandels—Usancen abgeschlossen wurde, ist strafbar, auch ohne daß jenes Mißverhältnis besteht. Das ist nämlich der Sinn, den man aus der ungeschickten Fassung der beiden Paragraphen mühsam enträtselt. Und nun ist nur noch die wichtigste Frage aufzuwerfen: in welchen Fällen wird das Gesetz zur Anwendung kommen, wann wird die Strafanzeige eintreffen, die den Strafapparat in Tätigkeit setzt?

Die Antwort liegt auf der Hand. In den normalen Fällen des Differenzgeschäftes überhaupt und des Blanko—Terminhandels im besonderen sind beide Kontrahenten damit einverstanden, ihre Verpflichtungen durch Zahlung oder Annahme der Differenz zu erledigen. Der Verkäufer besitzt die Ware nicht und käme in eine Zwangslage, wenn er sie liefern müßte; aber auch der Käufer braucht die Ware nicht und wäre in arger Verlegenheit, wenn er sie beziehen müßte. Keiner hat zu fürchten, daß der andere gegen ihn die Strafanzeige erstattet; am wenigsten der Verkäufer: denn was verschlägt es dem Käufer, selbst wenn er die Ware wirklich benötigt, ob er sie vom Käufer, von dem er sie zum Preise 100 erworben hat, erhält, oder ob er Ware von besserer Qualität — die Minderwertigkeit der Usanceware gehört ja zum Wesen des Terminhandels — zum Preise von 100+x oder 100—x von einem Dritten bezieht und sich mit dem ursprünglichen Kontrahenten durch Empfang oder Bezahlung der Differenz x ausgleicht? Der Blanco—Terminhandel wird also durch den

Strafparagrafen nicht unmöglich gemacht. Nur in einem Fall wird er durch ihn erschwert. Wenn die Haussepartei die Ware aufkauft, die Baissiers »einzwickt« und dann effektive Lieferung verlangt, so würde sie in Zukunft noch höhere Differenzzahlungen erpressen können, weil sie auch mit der Strafanzeige nach § 31 drohen könnte; die Baissiers, die bei solchen Gelegenheiten bisher Lärm schlugen, Aufschub der Erfüllungsfrist forderten und eine Ermäßigung des Liquidationskurses durchsetzten, würden, weil § 31 denjenigen mit strengem Arrest bis zu drei Monaten bedroht, der zur Zeit des Erfüllungsverzugs die zu liefernde Ware oder das Verfügungsrecht über sie am Erfüllungsort nicht besitzt, sich zu jeder noch so hohen Differenzzahlung verstehen. Der § 31 fördert also, anstatt den Blanco—Terminhandel zu beseitigen, bloß die Bildung von Ringen, vermehrt die Zahl der Schwänze. Doch die Landwirte dürfen nicht glauben, daß dadurch Preisschwankungen nach oben gegenüber jenen nach unten begünstigt würden und deshalb höhere Getreidepreise zu erwarten wären. Denn die hier geschilderte Wirkung des § 31 kann nur unter *einer* Bedingung eintreten: der Dummheit und Voraussichtslosigkeit der Baissiers. Und gerade der § 31 wird die Baissiers besonders voraussichtig und übermäßig ängstlich machen. Bei dem geringsten Anzeichen einer Ringbildung werden sie sich sogleich die Ware verschaffen, sie aus dem Ausland beziehen, und wenn die Schwänze mißglückt, die kurze Hausseperiode vorüber ist, werden die Massen des lediglich aus börsentechnischen Gründen importierten Getreides auf lange Zeit hinaus hierzulande die Preise drücken.

Die Börse hat in ihrer klugen Taktik den Regierungsentwurf nicht verlacht, sondern durch ihre ärgsten Schreier über ihn in der stillen Hoffnung Lärm schlagen lassen, daß die Agrarier verblüfft werden und das Gesetz akzeptieren würden. Und das Sprachrohr, durch das der tolle Lärm in die Öffentlichkeit gelangte, war natürlich die 'Neue Freie Presse', die unter der Überschrift »Äußerungen hervorragender Fachmänner« die Meinung des Herrn *Schwitzter* mitteilte. Herr *Schwitzter* versicherte — ausnahmsweise nicht auf Ehrenwort —, der Regierungsentwurf spreche Strafandrohungen für jeden aus, der »ein Geschäft abschließt, bei welchem er ausschließlich die Erzielung eines Gewinnes im Auge hat«.; und das sei »geradezu widersinnig«, »denn der ganze kommerzielle Verkehr der ganzen Welt beruht ja darauf, daß der Kaufmann Ware kauft, um sie teurer zu verkaufen«. Und Herr *Benedikt* stimmte Herrn *Schwitzter* zu und schrieb: »Jeder Händler kann doch keine andere Absicht haben als die Erzielung eines Gewinnes aus dem Steigen und Fallen des Preises.« Verschwiegen wurde dabei, daß der Regierungsentwurf nicht den bestraft wissen will, der »kauft, um teurer zu verkaufen«, sondern bloß jene, die überhaupt nicht kaufen, ja wissen mußten, daß ihnen zum Kauf die Mittel fehlen würden, und die nur auf das Steigen oder Fallen des Preises wetteten. Freunde der 'Neuen Freien Presse' waren erstaunt, daß man ihnen als hervorragenden Fachmann Herrn *Schwitzter* vorführte, während die Terminhandelsgelehrten, die früher das Blatt bedienten, schwiegen. Aber die Herren *Horowitz*, *Landesberger* und *Weiss v. Wellenstein* — sogar der letzte — sind Juristen und wagten das Gesetz nicht als ein börsenfeindliches hinzustellen, weil sie sich nicht nachsagen lassen durften, daß sie ein Gesetz nicht verstanden und die von ihrem börsenfreundlichen Lehrer *Grünhut* entwickelten Rechtsbegriffe in ihm nicht erkannt hätten. In der Tat, *Grünhuts* juristische Formulierungen liegen den §§ 30 und 31 der Regierungsvorlage zugrunde, und die Börse wütet heute über das, was sie, als der gelehrte Börsenfreund in der Terminhandels—Enquete gesprochen hatte, bejubelte. Freilich, zu *Grünhuts* Ehre muß gesagt werden: seine Formeln sind so seltsam verballhornt, daß das dem Sektionschef v. Beck gemachte Kompliment, er habe in

Grünhuts Schule Ausgezeichnetes gelernt, heute sicherlich nicht mehr des Hofrats Ansicht ist. §

* * *

[Die bevorstehende Plenissimarentscheidung des Obersten Gerichtshofes]
Um Mitte März wird der Oberste Gerichtshof eine Plenissimarentscheidung über die Rückforderbarkeit der Depots fällen. So verkündet jubelnd die liberale Presse. Haben also die Freunde des Staates Grund zu trauern? Der Oberste Gerichtshof hat doch in den meisten Fällen, die er entschied, die Rückforderbarkeit der Depots anerkannt, und warum sollte die Rechtssicherheit, die er jetzt anlässlich einzelner abweichender Urteile schaffen will, die betrogenen Börsenbetrüger und nicht vielmehr die Verleiteten gegen den Börsenbetrug schützen? Warum sollte sich über Rechtsbegriffe, die der Oberste Gerichtshof so oft geklärt hat, plötzlich jener Nebel gebreitet haben, der nach Horners Wort dem Hirten gefährlich ist, aber auch sein Gutes hat: daß er dem Diebe günstiger ist als die Nacht? ... Die Börsenpresse jubelt. Doch man braucht nicht zu erschrecken. Denn wenn selbst der Oberste Gerichtshof ein Vertrauen, das ihn verdächtigt, rechtfertigen würde: von den inappellablen Auslegern des Gesetzes gibt es noch eine Appellation an die Gesetzgeber.

* * *

Zwei glückliche Tage

Die Feier der goldenen Hochzeit des Erzherzogs Rainer ist bekanntlich durch die Versicherung einer Deputation der israelitischen Kultusgemeinde verschönt worden, daß die Juden in Österreich »schwere und dunkle Stunden zu durchleben haben«. Der greise Erzherzog, dessen Höflichkeit in allen Lebenslagen erprobt ist und dessen gutmütiges Wesen gleich laut von den Männern der Akademie der Wissenschaften wie von den Frauen des Naschmarkts gepriesen wird, bewahrte auch in dieser schweren Stunde gute Haltung und unterließ es, den Herren Stern und Gudemann zu antworten, was ein Jubilar, dem das Temperament durchgeht, so schweren und dunklen Gratulanten vielleicht geantwortet hätte: Identifiziert euch nicht mit den verwegenen Vorkämpfern der Korruption, heiligt nicht die Interessen der Spekulanten als den Inhalt eures Volkstums, schreit nicht in Österreich solidarisch auf, wenn einem der Euren in Hindostan auf die Hühneraugen getreten wird, lasset nicht durch eure Presse verkünden, das Wuchergesetz sei eine antisemitische Maßregel, assimiliert euch in Sprache, Sitten und Denken den Mitbürgern im Staate, lasset die Einheiraten usw. Der Erzherzog Rainer, der die Berechtigung solch harter Strafpredigt sicherlich erkennt, ist ein friedlicher Herr, und in der Hoffnung, die klagenden, nach einem »Toleranzwort« lechzenden Besucher bald verschwinden zu sehen, beantwortete er ihre Gratulation mit der folgenden Kondolenz: »Ja, Sie haben in den letzten Jahren manche schwere Stunde gehabt, wirklich ungerechtfertigt«; sprach noch etwas von einem gemeinsamen Gott, zu dem wir alle — Herr Moriz Benedikt und ich — beten, und entließ die Deputation in Gnade.

Ahnungslos hatte er den Anstoß zu einer Reihe von Leitartikeln gegeben. In der 'Neuen Freien Presse' herrschte Jubel, auch in den Häusern der Scharf, Szeps, Rabbi Bloch usw. wurden die Chanuka—Kerzen des Geistes angezündet, und aus der Gruppierung der Lichter, die die Fassaden des Frei-

sinns erhellten, flimmerte es nur so von: Staatsgrundgesetz, Kein Unterschied der Konfession, Wissen ist Macht, Schmach des Jahrhunderts, Fessel des Konkordats, Meer von Licht, Ungerechtfertigt ... Die 'Neue Freie Presse' aber tat es allen anderen zuvor. Zur Freude künftiger Geschlechter sei hier verzeichnet, wie heroisch sie die höfliche Antwort eines alten Erzherzogs am 26. Februar aufgefaßt hat: »*Etwas von der Größe und dem Heldenmut der Märtyrer, die noch im Angesicht der Folterbank und des Scheiterhaufens ihren Glauben bekannten, liegt in diesen milden und doch so überzeugungstreuen Worten!*« ...

*

27. Februar. Auch der Theaterteil ist mit einem Mal in ein Meer von Licht getaucht. »Goldene Worte« wurden von der Bühne des Raimundtheaters gesprochen. Der Kulissenreißer Bonn fiel mit einem selbstverfertigten Stücke durch, in dem auch ein Jude eine Rolle spielt. Aber was für eine Rolle! Er ist »ein unermüdlicher, immer dienstbereiter Faktor, der für seine Herrenleute selbst das Leben wagt«. Und »man hat schon lange keine liebevoller gezeichnete Judenfigur auf der Bühne gesehene. So ist denn das Stück doch nicht ganz schlecht, ja, Herr Bonn spielte sogar mit erstaunlicher Gewandtheit und großer Wirkung«. Und die Aufnahme? Es versteht sich von selbst: »das Haus war *überevull und sehr enthusiastisch* ...

Der 27. Februar brachte mehr als dies. Gestern »kein Unterschied der Konfession«, heute auch *kein Unterschied der Rasse!* Herr Professor Zuckerkandl hielt einen (natürlich höchst anziehenden und lichtvollen) Vortrag über die Rassentheorie und gab die durchaus befriedigende Versicherung, daß »wir weder wissen, wie der germanische noch wie der semitische Urtypus beschaffen war«. »Wir wissen nicht, wie die Leute früher ausgesehen haben« ... Nun sind jene aufs Haupt geschlagen, denen es immer genügt hat, zu wissen, wie die Leute jetzt aussehen ... Aber um den Jubel dieser, dank den Herren Erzherzog Rainer, Bonn und Zuckerkandl, so ertragreichen Tage ein wenig zu dämpfen, sei hier, wie folgt, ausgesprochen: Der Erzherzog ist ein höflicher Jubilar, der Komödiant muß sich bei der Presse beliebt machen und der Anatom —: Nun, »*die Hebreischen haben jhe und jhe nichts gewisst in der Natur, allmal die gröbesten Püffel gewesen*« Siehe Aureoli Philippi Theophrasti Bombasts von Hohenheim, Paracelsi, des Edlen etc. etc. »*Philosophia Sagax*«, Opera, Strassburg 1603. Bd. II, pag. 387.



[Motorführer und Sonntagshumoristen]

»Fast müßte man glauben, daß in dem Korps der Motorführer, wie seinerzeit unter den Radfahrern, da dieser Sport in seiner Jugendblüte stand, sich einzelne 'Wildlinge' befinden. Hier werden die Behörden mit aller Strenge und Energie vorzugehen haben. In jenen Fällen, in denen ein *Verschulden der Motorführer* nachzuweisen ist, wird sich die Praxis der Bezirksgerichte zur *ausnahmslosen Verhängung empfindlicher Arreststrafen* entschließen müssen.«

Diese Niederträchtigkeit mit teilweise gesperrtem Druck stand am 28. Februar in der 'Neuen Freien Presse'; unterzeichnet war sie mit jener Chiffre

St—g, die über Wien schon mehr Jammer gebracht hat als die männermorden-
de elektrische Tramway, deren Schreckenstaten neuestens zum Himmel
schreien. Die Klagerufe, die nach jedem Sonntag aus dem Publikum zu mir ge-
langen, waren diesmal, da die Unglückschiffre schon am Freitag erschienen
war, von besonderer Eindringlichkeit. In Wien gibt es Tote und Verwundete,
und die 'Neue Freie Presse' designiert ihren geschmacklosesten Mitarbeiter
— vielleicht, weil auch sie »St—g« als eine Abkürzung für »Sterbetag« ansieht
—, das traurige Ereignis zu besprechen. Mit einem Witz, dem man die Glied-
erverrenkungen ansieht, in einem Deutsch, das, sarkastisch wie Herr St—g
nun einmal ist, aller Schulregeln spottet, werden aus der Katastrophe die
heuchlerischsten Lehren gezogen. Der Satz: »Kein Tag vergeht, ohne daß
nicht neue Opfer unserer Straßenbahnen verzeichnet werden müßten« hat
noch schönere im Gefolge, und das Resultat ist die perfide Abwälzung aller
Schuld von der Betriebsgesellschaft auf die armen Motorführer. Ein ernster
Verzeichner lokaler Unglücksfälle wäre mit positiven Vorschlägen gekommen,
hätte gezeigt, wie hier zwei Leichtfertigkeiten konkurrieren, die des Publi-
kums und die einer Gesellschaft, welche über Nacht aus hunderten von Kut-
schern Motorführer gemacht hat. Er hätte etwa gesagt, was in einem der
Briefe, die mir angewiderte Leser der 'Neuen Freien Presse' sandten, gesagt
war: Daß die Behörde, die in Fabriksbetrieben so strenge darauf sieht, daß zu
jeder Maschine ein geprüfter Mann gestellt werde, hier jede derartige Bestim-
mung außer acht gelassen und es der Tramwaygesellschaft erlaubt hat, eine
ungeschulte Mannschaft in ihren Dienst zu stellen; daß der Wagenführer mit
drei ständigen Manipulationen überlastet ist, da er mit der linken Hand den
Motor reguliert, mit der rechten die Bremse handhabt, mit dem Fuße fortwäh-
rend auf die Alarmglocke drückt, und zeitweilig auch noch die Absperrkette
der vorderen Plattform des Wagens einhängen muß, wenn ein Passagier ein-
oder ausgestiegen ist; daß es notwendig ist, diese Arbeit von mehreren er-
probten Leuten verrichten zu lassen, die vordere Plattform gänzlich von Pas-
sagieren freizuhalten usw. ... Von all dem hat man in Herrn St—g's Betrach-
tung nichts gefunden. Aber die geplagten Motorführer höhnt er »Wildlinge«
und wünscht, daß man sie, nicht die Terminjobber, empfindlichen Arreststra-
fen« zuführe.

Ich bekenne, daß es für mich kein peinlicheres Thema gibt, als diesen
aufreizendsten, durch keine Zurechtweisung abzuschreckenden, immer wie-
der den Lesern sich aufdrängenden Wiener Journalisten. Schon darum, weil
man vermuten könnte, daß ich ihm persönlich wegen gelegentlicher Witz-
anleihen aus der 'Fackel' aufsässig bin: er sprach kürzlich einen Abgeordne-
ten mit »Verehrter Herr v. Schock!« an und warf ihm vor, er sei unter die
»parlamentarischen *Zwischenrufer im Streite*« gegangen, worauf ein freundli-
cher Leser mich die folgende Epistel an Herrn St—g zu bestellen bat: Verehr-
ter Herr v. Schmock! Machen Sie gefälligst Ihre eigenen Witze und nicht die
der 'Fackel' ... Ach, ich verüble es ihm im Gegenteil, daß er nicht öfter die 'Fa-
ckel' plündert oder sie nicht mindestens besser liest. Dann müßten sich nicht
mehr unter einer sprachlichen Unkultur, wie sie ähnlich noch in keinem Wie-
ner Blatte gezüchtet wurde, die Leser in Krämpfen winden, dann wäre ein
Satz, wie der folgende: »*Die eine Schwalbe, daß 'Es lebe das Leben!'* bereits
ausnahmsweise an einem Sonntag gegeben wurde, kann selbstverständlich
den *Winter* unseres Mißvergnügens nicht bannen«, unmöglich. In jener Plau-
derei, der das voranstehende Aperçu entnommen ist, schrieb Herr St—g:
»Man kann den Grundsatz aufstellen, daß unseren Theaterdirektoren *für den
Sonntag das Schlechteste gut genug ist.*« Auch unseren Chefredakteuren,
Herr St—g! Und darum sollten sich nicht nur, wie Sie vorschlagen, die »Sonn-

tagsbesucher der Wiener Theater zu einem Generalstreike organisieren«, sondern auch die Sonntagsleser der 'Neuen Freien Presse'. Keiner von ihnen zweifelt, daß die Erbärmlichkeit eines Geschmacks, der zu einer blutigen Katastrophe Witzanstrengungen macht, nur von der Erbärmlichkeit einer Gesinnung übertroffen wird, die auf die geplagten Arbeiter einer skrupellosen Gesellschaft die Gerichte hetzen möchte. Wahrlich, ein Motorführer würde für den geringen Lohn, dem eine so große Verantwortung entspricht, schon lieber ein Wiener Redakteur sein wollen, den nie das Gefühl einer Verantwortung gedrückt hat. Beide können die pflichtgemäße Obsorge vernachlässigen; aber während dem einen dort, wo er ein Delikt begangen hat, der mildernde Umstand seiner Feigheit eine kleine Geldbuße sichert, harrt des andern in jedem Falle eine »empfindliche Arreststrafe«. Mag indes auch das Wiener Publikum den Motorführern eine Schuld beimessen: die Sonntagsreiter des Humors werden ihm jederzeit bedrohlicher scheinen.

* * *

[Berührte Haare und unberührte Frauen]

Mademoiselle Valentine Petit vor dem Zivil—Bezirksgericht! Von ihrem Friseur beklagt, Gegenstand der Klage ihre Frisur, und der Berichterstatter der 'Neuen Freien Presse' als Sachverständiger! Zu viel des Köstlichen, zu viel, um es in einer kurzen Gerichtssaalnotiz zu verarbeiten! Das überraschende Eingreifen des Reporters in den Gang der Verhandlung verdient allein ausführlichste Würdigung, und so mag eine volle Spalte des Weltblattes nicht als Raumverschwendung erscheinen. Was eine hübsche Serpentintänzerin doch alles vermag! Sie bringt es zuwege, daß die 'Neue Freie Presse' einem inserierenden Friseur mit unverhohlener Mißgunst gegenübersteht, daß sie seine pathetische Versicherung, er sei ein Künstler, höhnisch glossiert und alles daransetzt, um seine Position im Gerichtssaal als die ungünstigere darzustellen. Wie das kam? Der Börsenwöchner rief neulich: »Ein Zinsfuß von drei Prozent kitzelt die geschäftliche Phantasie!« Aber die Phantasie des Gerichtssaalreporters fühlt sich schon vom Fuße einer Tänzerin gekitzelt. Und so erzählt er denn unumwunden, wie sich coram iudice die Annäherung zwischen ihm und der Beklagten vollzogen hat. »Mademoiselle Petit«, heißt es in dem Berichte, »war in der heutigen Verhandlung durch die Anwesenheit eines Zeitungsberichterstatters, der gewiß nichts zu ihrem Nachteile berichten konnte, sichtlich beunruhigt, und gab ihm wiederholt, obwohl sie ihn nicht kannte, *freundliche und vertrauliche Winke, daß er aufhören möge, sich Aufzeichnungen zu machen*«. Nun, solch freundliche und vertrauliche Winke sind in unseren Gerichtssälen nichts Seltenes, und manch einer hat, wenn der Angeklagte den gewissen — nicht den Neuda'schen — »Griff in die Brusttasche« tat, rechtzeitig »aufgehört, sich Aufzeichnungen zu machen«. Aber man höre nur, in wie uneigennütziger Absicht der Vertreter der 'Neuen Freien Presse' die Einstellung seiner Berufstätigkeit vollzogen hat. Die Erlaubnis, den Gegenstand der Klage, nämlich Mademoiselle Petit's Haar, berühren zu dürfen, ist Lohn, der reichlich lohnet. Aber wieder winkte sie mit dem Finger. Der selbstbewußte Friseur hatte nämlich vorgebracht, die gelieferte Perücke sei »keine Theatersache«, sondern eine »Straßenarbeit« gewesen. »Wir«, ruft der Reporter,

»glaubten diese ungentile Behauptung nicht und hatten auch bald die Gewähr dafür, daß es nicht so sei. Mademoiselle Petit hatte die *große Güte*, sich zu dem Platze des Berichterstatters zu bemühen, um *diesem die Überzeugung zu verschaffen*, daß ihr reiches

Haar ihr eigenes und von ihrem Kopfe untrennbar sei, daß sie also einer Perücke durchaus nicht bedürfe. *Niemals war einem Berichterstatter eine so angenehme Aufgabe gegeben worden*, und wir können *nicht genug Abscheu* für die zum mindesten unbedachte Äußerung des Klägers ausdrücken.«

Ist das nicht lieb? Der Berichterstatter, der die Aufgabe der Presse so feinfühlig wahrnimmt, und die Tänzerin, die, wiewohl sie eine Fremde ist, doch allso gleich richtig erkennt, in welcher Ecke des Gerichtssaales die eigentlich ausschlaggebende Macht ihren Platz hat. Fräulein Petit war sicherlich der Meinung, daß der Zeitungsreporter über den Ausgang ihres Rechtsstreites entscheide, ihm vor allen suchte sie »die Überzeugung zu verschaffen«, daß ihr Gegner im Unrecht sei, und aus dem ganzen Bericht der 'Neuen Freien Presse' geht kaum hervor, daß — auch ein Richter bei dieser Verhandlung anwesend war ...

Freilich, nicht jeder Schmock kommt den Frauen so zart entgegen, wie der Gerichtssaalmann der Serpentina. Einer seiner Kollegen hat sogar kürzlich die Frauen, die im »Wiener Frauenclub« zu einem ästhetischen Abend versammelt waren, in recht empfindlicher Weise beleidigt. Ein junger Kunsthistoriker, Herr Dr. Wolff, hielt dort einen Vortrag über die »künstlerische Bewegung in Deutschland und die Frau«. Er sprach, heißt es in dem Bericht, den die 'Neue Freie Presse' tags darauf brachte, »schließlich die Ansicht aus, daß nur von den *unberührten Frauen* eine Reorganisation der Künste zu erwarten sei«.

»Nachdem der Vortragende seine Ausführungen beendet hatte, entstand eine stellenweise *sehr lebhafte und erregte Diskussion*, welche von den anwesenden Damen sehr eifrig aufgenommen wurde. An derselben beteiligten sich am lebhaftesten die Damen Frey und Mohr. Erstere trat mit großer Energie der Ansicht Dr. Wolff's von der Reorganisation der Künste durch '*unberührte Frauen*' entgegen. Schließlich entwickelte sich ein regelrechtes Frage— und Antwortspiel. Allerdings konnte Herr Dr. Wolff dabei nur wenig zu Worte kommen, da er, so oft er replizieren wollte, mit einem ebenso höflichen als entschiedenen 'Pardon' unterbrochen wurde.«

Die Erregung der Mitglieder des Wiener Frauenclubs ist begreiflich, und begreiflich ist es auch, daß sich nach der ungeheuerlichen Behauptung des Vortragenden ein »Frage— und Antwortspiel« entwickelte, welches — dem Milieu und der Aufregung entsprechend — eigentlich schon mehr ein Frage— und Fragespiel war. Die Aussicht, daß so wenige Mitglieder des Frauenclubs — er besteht ja zumeist aus verheirateten Frauen — auf die Künste reorganisierend wirken könnten, mußte niederschmetternd wirken, und die unverheirateten Mitglieder durften die Worte des Vortragenden, die er nach der Darstellung der 'Neuen Freien Presse' mit absichtsvoller Deutlichkeit hervorstieß, geradezu als persönliche Beleidigung empfinden. Die Leser aber standen vor einem Rätsel. Sollte wirklich ein Redner den dreisten Unsinn, mit dem so vielen Frauen jeglicher Einfluß auf die Kunstentwicklung abgesprochen wurde, gewagt haben? Erst am andern Tage, dem 1. März, folgte die Aufklärung des Seltsamen. Eine der erregten Damen schrieb nunmehr doppelt erregt, an die 'Neue Freie Presse': ihr Name erscheine in Verbindung mit Äußerungen genannt, die *in ganz anderem Sinne* gesprochen worden seien. Sie hätte sich gegen jenen Passus des Vortrages gewendet, in welchem Herr Dr. Wolff die Ansicht aussprach, daß die *von der Kultur unberührte Frau* berufen sei, die neue Kulturepoche Deutschlands zu begründen. — Herrn Dr. Wolff war also jede

Absicht persönlicher Beleidigung ferngelegen, und er hatte durch seine Ausführungen lediglich den *sachlichen* Widerspruch der von der Kultur berührten Frauen des Wiener Frauenclub geerntet. Die Beleidigung war erst durch die Dummheit der 'Neuen Freien Presse' begangen worden, deren Berichterstattung dort, wo es sich nicht um die berührten Haare der Valentine Petit, sondern um die kulturelle Mission von unberührten Frauen handelt, eben durchaus unverlässlich ist. Ach, warum hieß es doch *diesmal* nicht: »Der Vortragende war durch die Anwesenheit eines Zeitungsberichterstatters sichtlich beunruhigt und gab ihm wiederholt freundliche und vertrauliche Winke, daß er *aufhören möge, sich Aufzeichnungen zu machen*«!

* * *

[Eine Konduitenliste von 1866 und das 'Fremdenblatt']

Die Berliner 'Zukunft', hat in ihrer 22. Nummer eine interessante Konduitenliste der österreichischen Nordarmeeeführer, die dem preußischen Generalstab im Jahre 1866 ¹ zur Verfügung stand, veröffentlicht. Einzelne Wiener Blätter haben — natürlich mit der durch den § 64 gebotenen Hinweglassung der Charakteristiken zweier Erzherzoge — die Konduitenliste nachgedruckt, und so mußte sich denn auch das 'Fremdenblatt' entschließen, in seiner militärischen Abteilung von ihr Notiz zu nehmen. Auch wer nur flüchtig jene Liste übersah, mußte zugeben, daß die Beurteilung, die hier der österreichischen Generalität widerfuhr, eine nicht nur scharfsichtige, sondern auch, wenn man den Ausfall des folgenden Krieges in Betracht zieht, relativ günstige war. Der Bewunderung für Ramming und Edelsheim ist die hohe Anerkennung für Männer wie Benedek, Henikstein, Taxis, Schindlöcker, Walstätten, Appel und andere gepaart. Daneben freilich wird manche altgediente oder jung protegierte Unfähigkeit mit argem Hohn übergossen. Nun werden selbst die patriotischsten Leser der Militärrubrik des 'Fremdenblatt' nicht behaupten wollen, daß im Jahre 1866 alles geklappt hat, und gern der preußischen Konduitenliste glauben, die beispielsweise bei dem Grafen Clam—Gallas die Fähigkeit des Dinierens über die des Fechtens stellen wollte. Aber das heiße Bemühen des offiziösen Blattes, auch die paar Flecken aus dem leuchtenden Bilde von 1866 wegzuretuschieren, muß selbst die ältesten Generäle zur Heiterkeit stimmen. Es sei klar — so hören wir da versichern —, daß »eine zutreffende Charakteristik besonders bei den weniger bekannten Männern nur in den seltensten Fällen vorliegen kann«. Und man erhalte »durch die paar Worte, mit welchen besonders die ungünstig beurteilten Männer abgetan werden, keineswegs ein richtiges Bild von ihren Fähigkeiten und Kenntnissen; man muß sich vielmehr stets vor Augen halten, daß der preußische Generalstab seinen Kommanden nur soviel mitteilen konnte, als er selbst durch seinen Zuträger erfahren hatte«. Aber wie merkwürdig: dort, wo der Zuträger »militärisches Genie«, »Tapferkeit«, »Energie« u. dgl. signalisieren konnte, dort »stimmt das Urteil«, wie auch das 'Fremdenblatt' zugeben muß, »*durchaus*«. »Jene Charakteristiken« aber, »die infolge ihrer Flüchtigkeit und auffallenden Unrichtigkeit ungerecht sind, haben wir, *da sie weder ein Interesse noch einen historischen Wert besitzen*, nicht wiedergegeben.« Das zeugt von einem ausgesprochenen Sinn für Objektivität! Das 'Fremdenblatt' erkennt, daß nur die günstigen Beschreibungen zutreffend sind, weil sie — und nur sie — »auf Erfahrungen aus früheren Feldzügen« gestützt sind. Wäre die Konduitenliste erst auf Grund der Erfahrungen aus dem Feldzug von 1866 abgefaßt worden, sie wäre sicherlich *durchaus* gerecht und günstig ausgefallen!

1 1866 - Schlacht bei Königgrätz

[Die Freiheit des durch die 'Neue Freie Presse' vermittelten Geschlechtsverkehrs]

Unser Botschafter in Petersburg und unser Gesandter in Brüssel versorgen die 'Neue Freie Presse' mit Nachrichten. Ob es sich um Toaste am Zarenhof oder um Beschlüsse der Zuckerkonferenz handelt, stets erfährt man in der Fichtegasse rechtzeitig, nämlich noch für's Morgenblatt, was andere Zeitungen den Lesern erst im Abendblatt mitteilen können. Aber so wertvoll auch für die Herausgeber der 'Neuen Freien Presse' die Rücksicht sein mag, die österreichische Beamte dem Textteil des Blattes bezeugen: einträglicher ist jedenfalls die Schonung, mit der der Staatsanwalt dessen Inseratenteil behandelt. Die Herren Bacher & Benedikt sind stolz auf ihren »großen Zug«, doch sicherlich nicht so stolz auf die politischen Güter, die er vorn führt, wie auf die Kostbarkeiten, die rückwärts, sagen wir, angekuppelt sind. Wehe dem, der das Privileg der 'Neuen Freien Presse' auf Beförderung der Unsittlichkeit verletzen wollte! Welcher Lärm wurde ehemals wegen der »etenim«—Annoncen des 'Neuen Wiener Tagblatt' geschlagen, und wie demütig hat man sich im Steyrermühlhof entschuldigt! Aber in der 'Neuen Freien Presse' ist das Widernatürliche so wenig wie das Natürliche schimpflich und wahrscheinlich bloß besser bezahlt. Und der Staatsanwalt wagt das Kuppelgeschäft der Bacher & Benedikt nicht zu stören, und hat sich niemals auch nur zur mildesten Strafmaßregel, der nachträglichen Konfiskation, aufgerafft. Ihm ist es ganz gleichgültig, ob die »junge Witwe mit eigener Wohnung«, die neulich wieder einmal eine edle Persönlichkeit um ein Darlehen von 150 Gulden bat und Rückzahlung »nach Übereinkommen« versprach, ihre Verpflichtungen erfüllen wird oder nicht, und er ist nicht neugierig, zu erfahren, ob in der Administration der 'Neuen Freien Presse', die doch nur reelle Geschäfte empfiehlt, der Zusatz der »eigenen Wohnung« etwa zur Erhöhung der Kreditfähigkeit ausdrücklich verlangt wurde. Er bemerkt es nicht, wenn in diesem Inseratenteil ein Prager Antiquar immer wieder ein Album »mit 500 Abbildungen aus dem Reiche der Schönheit und Freude«, »Aktstudien«, die »Erlebnisse eines früheren Eunuchen« und den »Dämon des Alkovens«, ein »Bilderbuch für Hagestolze. mit hochfeinen delikaten Geschichten«, »Pikanterien mit 200 leichtgeschürzten Abbildungen«, »Leckerbissen« u. dgl. anbietet, er bemerkt es nicht, wiewohl im redaktionellen Teil jedesmal noch ausdrücklich darauf hingewiesen wird. Keine österreichische Freiheit ist so unantastbar wie die Freiheit des durch die 'Neue Freie Presse' vermittelten Geschlechtsverkehrs, und die durch Herrn Thomas aus der Laune gescherzten liberalen Leser fanden am Sonntag, dem 2. März, wenigstens auf der letzten Seite des Blattes ein volles Sonntagsvergnügen, als sie an auffälliger Stelle lasen:

J e n e r D a m e !

Ihre 35 Jahre kein Hindernis, aber Eigennutz und Temperamentsmangel. Wenn beides anders, schreiben Sie. Habe nicht nöthig; Gegentheil. Inzwischen suche ich weiter. Unter »Hautgout 69« an das Ank.-Bur. d. Bl.

70 heißt im Volksmund die »Judenwahl«; aber 69 ist liberaler ...

[Herr Pleban, Apotheker und Märtyrer]

In freisinnigen Theaterkreisen herrscht große Erbitterung, weil ein Herr *Pleban*, dessen Bewerbung um die Direktion des Jantschtheaters die Welt in Atem hielt und über dessen Chancen täglich zweimal Bulletins ausgegeben wurden, von der Behörde mit seinem Konzessionsgesuch abgewiesen worden ist. In freisinnigen Theaterkreisen ist man darob erstaunt, daß die Behörde Herrn Pleban als ehemaligem Apotheker die Fähigkeit nicht zutrauen wollte, eine Bühne zu leiten, nachdem hierzulande schon geborene Roßtäuscher und Paprikahändler diese Fähigkeit glänzend bewährt haben. Aber in freisinnigen Theaterkreisen tut man nur so, als ob in der Vergangenheit des *Apothekers* der wahre Grund der Abweisung zu suchen sei, weil man gern darüber hinwegtäuschen möchte, daß Herr Pleban auch noch eine andere Vergangenheit hat, nämlich die des Besitzers einer Lokalität, die im politischen Leben ehemals eine gewisse Rolle gespielt hat. In jener schönen Zeit, da den Alldeutschen die »Krugerstraße« vorgeworfen wurde, wenn sie den Christlichsozialen das geheimnisvolle Wort »Spittelberg« zuriefen, und nur die fortschrittliche Fraktion noch keinen Anteil an den Freuden des Hauses erhalten hatte, da war es Pleban, damals liberaler Ortsschulrat, der der Freiheit eine »Gutenberggasse« eröffnete. Das hat ihm die Behörde, bei der er sich um die Pacht eines Theaters bewarb, nicht vergessen. Aber die Parteifreunde, für die der Mann zum Märtyrer ward, möchten seine Verdienste schmälern und nennen ihn geringschätzig — einen Apotheker.

* * *

Die Maßgebenden

(Zur Premiere von »Der dot mon«)

Hanslick:

»Schade nur, daß der hübschen Oper eine Ouvertüre vorausgeht, die in ihrer anspruchsvollen Länge und Vornehmtheit eine falsche Vorstellung gibt von dem heiteren Fastnachtsspiel. Ihre pathetische Einleitung klingt, als käme Lohengrin nicht mit einem, sondern mit 4 Schwänen herangezogen.«

Kalbeck:

»Wenn nur die Hauptsache, das ist der Charakter des Werkes, unangestastet bleibt! Die Ouvertüre stellt ihn fest, und darum erfüllt sie mehr als andere, die nur dem Herkommen zuliebe komponiert worden sind, ihren Zweck. — — — Forster leitet mit seiner charakteristischen Ouvertüre nicht nur die Oper ein, sondern sagt auch dem Zuhörer so deutlich, wie es in Tönen geschehen kann, daß er mehr zu erwarten habe als einen groben Fastnachtsspaß.«

* * *

[»Nicht identisch«]

Herr Leo Stein, der Mitlibrettist der Operette »Das süße Mädels«, ersucht mich, zu konstatieren, daß er mit dem Herausgeber des Blattes 'Theater

und Brettl' nicht identisch ist und der genannten Zeitschrift gänzlich ferne steht.

*

Herr Leo Stein, der Herausgeber des Blattes 'Theater und Brettl', ersucht mich, zu konstatieren, daß er mit dem Mitlibrettisten des »Süßen Mädel« nicht identisch ist und der genannten Operette gänzlich ferne steht ¹.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[»Die Prager Universität«]

Strafrechtler. Daß man Österreich »ohne die 'Neue Freie Presse' nicht regieren kann«, ist sattsam bekannt. Interessant ist aber, daß dieses Land der Unwahrscheinlichkeiten trotz der 'Neuen Freien Presse' regiert werden kann. Seit Jahrzehnten durchkreuzt sie die Pläne der Verwaltung, nimmt selbstständig Beamtenavancements vor und läßt wiederholt ungeniert ihren Wunsch den Vater ihrer Gedankenlosigkeit sein. Sympathische Polizeioberkommissare ernennt sie zu Polizeiräten, degradiert dafür mißliebige Universitätsprofessoren zu Dozenten und tut überhaupt alles Mögliche, um die Rangsklassen durcheinander zu bringen. Auch die österreichische Sprachenverwirrung würde dank ihrer Initiative stetig wachsen, wenn sie nicht von zielbewußten Regierungen mit starker Hand in ein System gebracht würde. Gibt es, so fragten sich kürzlich die Leser der 'Neuen Freien Presse', in Prag eine deutsche und eine tschechische oder gibt es dort nur EINE Universität? Bisher hatte ihr Blatt die tschechische, so weit die vorhandenen Kräfte reichten, redlich totgeschwiegen; es durfte nur eine deutsche Universität in Prag geben. Da kommt aber eines Tages der Herr Professor Alois Zucker, der an der tschechischen Universität in Prag als Lehrer des Strafrechts wirkt, nach Wien und hält im »Kulturpolitischen Verein« einen Vortrag über die Abschaffung der Voruntersuchung. Nun bedenke man das Dilemma: Professor Zucker, der Alttscheche, ist der Bruder des deutschliberalen Dr. Wilhelm Zucker in Wien, eines eifrigen Mitarbeiters der 'Neuen Freien Presse', der ihr ehedem anonym und neuestens mit seinem vollen, ehrlichen Namen — also mit Aufopferung seines ehrlichen Namens die Dienste eines Kronjuristen leistet. Den Professor Zucker muß man »nennen«. Aber wie? Den Lesern bei dieser Gelegenheit verraten, daß es eine tschechische Universität in Prag gibt? Herr Bacher würde seiner ganzen deutschböhmischen Vergangenheit ins Gesicht schlagen! Den Professor Zucker an die deutsche Universität in Prag versetzen? Das würde, da hier das strafrechtliche Ordinariat seit dem Tode Friedmanns erledigt ist, nicht weiter auffallen, aber man kann nicht wissen, ob Herr Professor Zucker, der ja ein eingefleischter Alttscheche ist, dem ehrenvollen Rufe Folge leisten würde. Wie löst man diese zweitwichtigste Zuckerfrage? Nun, man hilft sich, wie man kann und wie man sich — seit jeher geholfen hat, wenn es (und das war nicht selten) galt, den Herrn Professor Zucker zu »nennen«. Man bezeichnet ihn einfach und schlechthin als — »Professor an DER PRAGER UNIVERSITÄT«. ... Das Zugeständnis des führenden deutschliberalen Blattes, daß die tschechische Universität in Prag »DIE PRAGER UNIVERSITÄT« ist —: mehr verlangen die Tschechen nicht. Auch sie werden sich zu der Ansicht bekehren lassen, daß Österreich ohne die 'Neue Freie Presse' nicht regiert werden kann.

1 s. a. "Antworten ...", dort "Neugieriger" in Heft 98

[Unfreiwillige Mitarbeiter]

Erstaunter Leser. Wie es zu erklären ist, daß der zweite Präsident des Obersten Gerichtshofes, daß ein Emil Steinbach am 1. März 1902 mit einem Leitartikel unter dem Titel »Der Arbeiter als Beamter« in der 'Wiener Morgen—Zeitung' debütierte? Wie es zu erklären ist, daß ein Alfred Freiherr von Berger am 6. März mit einem Feuilleton unter dem Titel »Shakespeare's Hamlet« in der 'Wiener Morgen—Zeitung' debütierte? Nicht durch die Mitarbeit dieser Männer, sondern durch eine grobe journalistische Unanständigkeit dieses vormals Szeps'schen Blattes. Geheimrat Dr. Steinbach hatte tags zuvor einen Vortrag »Der Arbeiter als Beamter« im Gewerbeverein gehalten. Dies geht aus einer 7—, sage siebenzeiligen Lokalnotiz des Blattes hervor. Aber aus dem Leitartikel geht nicht hervor, daß er den von irgendeinem Kuli schlecht mitgeschriebenen Vortrag wiedergibt, vielmehr mußte jeder Leser glauben, daß sich die Feder Steinbachs in den Dienst des Organs der Getreidewucherer gestellt hatte, daß er einen für die Wiener 'Morgen—Zeitung' geschriebenen Originalbeitrag des Juristen vor sich habe. Alfred v. Berger hatte — in Hamburg — einen Vortrag über »Hamlet« gehalten. Dies geht aus einer 4—, sage vierzeiligen Theaternotiz des Blattes hervor. Aber aus dem Feuilleton geht nicht hervor, daß er den aus einem Hamburger Blatte einfach ausgeschnittenen Vortragsbericht wiedergibt, vielmehr mußte jeder Leser glauben, daß sich die Feder Bergers in den Dienst des Organs der Tantiemenwucherer gestellt hatte, daß er einen für die 'Wiener Morgen—Zeitung' geschriebenen Originalbeitrag des Ästhetikers vor sich habe. Aber »original« sind in diesem Blatte bloß die Beiträge des Herrn Dr. Elbogen. Die unfreiwilligen Mitarbeiter mußten das Blatt zu einer Erklärung zwingen. Doch die paar ernstesten Männer, die wir haben, halten sich für zu ernst, um sich gegen die Beschmutzung ihres Namens zu wehren.

[Zur »Neuen Freien Physik«]

»*Alter Abonnent.*« Ihr Beispiel mit dem steigenden, seine Eigenlast hebenden Menschen ist vollkommen richtig, jedoch auf den von Professor Loos in Nr. 94 behandelten Fall nicht anwendbar. Es lag ja in der 'Neuen Freien Presse' ein Fall der Energieumwandlung vor, ein Vergleich zwischen Wärme, Elektrizität und mechanischer Arbeit. Demgemäß konnte Dr. Goldschmidt in seinem Vortrage nur die bekannten Äquivalenzzahlen gebraucht haben: 1 Kalorie = 425 Kilogrammmeter, 75 Kilogrammmeter = 1 Pferdekraft (Pferdestärke) = 736 Watt. Gibt man also unter solchen Umständen eine Zahl von Kilogrammmetern an, so ist das Äquivalent in Pferden offenbar durch die Division durch 75 zu finden, gleichwie die Zahl der Kalorien durch die Division durch 425 und die Wattzahl durch die Multiplikation des Pferdeäquivalentes mit 736 gefunden wird. Waren jedoch die Angaben der 'Neuen Freien Presse', entgegen jedem wissenschaftlichen Gebrauch, keine Sekunden—Kilogrammmer, so war ja die Sache umso unsinniger.

[Die drahtlosen Übertreibungen]

»*Ingenieur—Büro.*« Dank für die Anerkennung, die in der Angelegenheit Marconi—Kareis durch die hübsch illustrierte Postkarte der 'Fackel' zuteil wurde. — Sogar die offizielle 'Wiener Zeitung' findet es für angemessen, den maß— und drahtlosen Übertreibungen entgegenzutreten, indem sie in ihrer Nummer vom 15. Februar l. J. über einen Mißerfolg des Systems Marconi berichtet — allerdings über einen Mißerfolg auf den Sandwichinseln. In Europa und den Vereinigten Staaten ist der Pressdienst der Marconi—Kompanie gut organisiert, und nur der ablehnenden Haltung eines großen Teiles der deutschen Presse, die an das Gelingen der transatlantischen drahtlosen Telegra-

phie, gleich der 'Fackel', noch nicht glauben will, ist es zu danken, daß manche »Aufklärungen« seither erfolgt sind.

[Erklärung eines Titels]

A. u. S. B. Den Ihnen unerklärlichen Ausruf »Hat ihn schon!« über der kleinen Trousseau—Notiz in Nr. 93 habe nicht ich als erster als Zitat und an Stelle eines Titels verwendet. Es ist der ziemlich bekannte Refrain aus »Pariser Leben« und er bezeichnet, sowie dort das pünktliche Eintreten des erwarteten Champagnerrausches, hier das prompte Erscheinen der Kommentare zum »Trousseau« in der Wiener Schnüffelpresse.

[]

Hs. Schriftliche Ergänzung Ihrer Mitteilung recht erwünscht.

[]

S. Vielen Dank. Wiewohl ich nicht die Absicht habe, eine Veränderung vorzunehmen, möchte ich immerhin den Entwurf kennenlernen und bitte darum um Einsendung.

[Der Verein der in Wien lebenden Ungarn]

Neugieriger Leser in Budapest. Sie lesen seit Jahren in den Zeitungen von einem »Verein der in Wien lebenden Ungarn« und fragen, ob zu dessen Mitglieder auch die folgenden österreichischen Publizisten und Schriftsteller zählen: Gyula Bauer, Bernat Buchbinder, Tivadar Herzl, Vilmos Karczag, Lajos Karpath, Zsiga Salzmann und Rezsö Spitzer ... Möglich. Aber dann gehört dem Verein sicherlich Miksa Südfeld in Paris als korrespondierendes Mitglied an.

[Die antisemitische Presse]

Antisemit. Ich habe wiederholt meinen Standpunkt in dieser Frage betont. Meine Sache ist es nicht, die Qualitäten der einzelnen Zeitungen zu beurteilen, sondern den Grad der Gefährlichkeit dieser und jener Art von Presse. Und da kommt freilich die große Finanzpublizistik schlechter weg als das 'Deutsche Volksblatt', dessen harmlose Absichten doch höchstens Spott verdienen, solange es in Herrn Hülsner ¹ den gefährlicheren Feind der Christenheit wittert als in Herrn Moriz Bauer. Daß die hirnrissige Methode der ins gegnerische Lager geschleuderten Ausrufungszeichen nicht dem Geschmack der ehrlich konservativen Männer entspricht, braucht man doch nicht immer wieder zu versichern. Niemanden hat es überrascht, daß das 'Deutsche Volksblatt' den Bericht über die Verurteilung einer erbarmungswürdigen Frau — des Opfers jenes Herrn Orange, an dem nichts als der Name wohlriechend ist — unter dem Titel »Eine Revolverjüdin« veröffentlichte und daß es das Wohlwollen des Präsidenten durch einen seiner vielsagenden Gedankenstriche mit der jüdischen Abstammung der Angeklagten in Zusammenhang brachte. Man fragt sich vergebens, inwiefern eigentlich durch die Beschimpfung dieser armseligen Frau das politische oder wirtschaftliche Programm der christlich—sozialen Partei erfüllt werden soll. Tags zuvor hatte ein Theaterkritiker des 'Deutschen Volksblatt' — derselbe, der »Das süße Mädel« in alle Himmel gehoben hat — mit Entrüstung verzeichnet, daß in einer Wohltätigkeitsvorstellung des Jubiläumstheaters Rubinstein gespielt wurde, und dazu die Worte geseufzt: »Man muß an der Zukunft der antisemitischen Bewegung wahrlich verzweifeln!« Gewiß, wenn man sie nach der antisemitischen Presse beurteilt!

[Von den Kunstwanderungen usw.]

Ping—Pong. Ich betonte schon das letzte Mal, daß mir der Zweck der »Kunstwanderungen« ein ganz löblicher scheint. Es kann der Sache keinen Eintrag tun, daß sich dem Kunstsinn und der Wohltätigkeit auf ihren Spaziergängen Snobismus und Eitelkeit als lästige Begleiter gesellt haben. Das muß

1 s. „Ritualmord ...“ im Sachverzeichnis

man in dieser Stadt des Zeitungsruhms und der u. a.—Popularität nun einmal mit in den Kauf nehmen. Ich finde es auch nicht gerade aufregend, daß, wie die Sage geht, manche Mäzene vor Empfang der kunsthungerigen Gäste rasch noch durch Trödler und Antiquare eine Komplettierung ihrer Schätze vornehmen lassen. Es handelt sich ja bloß um das, was zu sehen ist, und dessen Beziehung selbst zu dem legitimen Besitzer ist ja in den seltensten Fällen eine legitime. Die persönliche Note des Herrn Schenk, Ritters vom Bankverein, wird niemand in der Einrichtung seines Palais suchen und niemand vermissen; über die ulkigen Zusammenhänge zwischen einem aus Debreczin emporgekommenen Financier und den von der Presse besonders gerühmten »Devotionalien«, die in seinem Besitz sind, braucht man sich weiter nicht den Kopf zu zerbrechen. Die Eigenart der Hausherren mag sich störend bemerkbar machen, wenn der Parvenu selbst den Fremdenführer spielen will oder wenn offenes Mißtrauen die Gäste empfängt. Bei Herrn Baron Bourgoing sollen sämtliche Gegenstände durch dicke, um sie gezogene Schnüre von den Besuchern abgesperrt worden sein, was für diese umso peinlicher war, als die Vorsichtsmaßregel für die Zeit, da eine höchste Persönlichkeit den Rundgang machte, aufgehoben wurde. Herr v. Bourgoing scheint die Erfahrungen, die er in der Verwaltung der Länderbank gemacht hat, wenigstens in seinem eigenen Hause nutzbringend verwerten zu wollen. Aber er hätte besser getan, anno Hahn und Rappaport, als der große Wind ging, gewisse Gegenstände durch dicke Schnüre befestigen zu lassen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3